

THEMA
Deutsch
BAND 1

DUDEN

Die deutsche Sprache zur Jahrtausendwende

Sprachkultur
Sprachkultur
oder
Sprachverfall?

[GfdS]

Herausgegeben von
der Dudenredaktion und
der Gesellschaft
für deutsche Sprache

Thema Deutsch. Band 1

Die deutsche Sprache

zur Jahrtausendwende

[GfdS]

Thema Deutsch

Herausgegeben von der Dudenredaktion
durch Dr. Matthias Wermke
und der Gesellschaft für deutsche Sprache
durch Prof. Dr. Rudolf Hoberg
und Dr. Karin M. Eichhoff-Cyrus

Band 1: Die deutsche Sprache
zur Jahrtausendwende

Thema Deutsch. Band 1

Die deutsche Sprache

zur Jahrtausendwende

Sprachkultur oder Sprachverfall ?

Herausgegeben von Karin M. Eichhoff-Cyrus
und Rudolf Hoberg

Dudenverlag
Mannheim · Leipzig · Wien · Zürich

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Ein Titeldatensatz für diese Publikation ist bei
Der Deutschen Bibliothek erhältlich.
Das Wort DUDEN ist für den Verlag
Bibliographisches Institut & F. A. Brockhaus AG
als Marke geschützt.

Alle Rechte vorbehalten.

Nachdruck, auch auszugsweise, verboten.

Kein Teil dieses Werkes darf ohne schriftliche Einwilligung
des Verlages in irgendeiner Form (Fotokopie, Mikrofilm
oder ein anderes Verfahren), auch nicht für Zwecke der
Unterrichtsgestaltung, reproduziert oder unter Verwendung
elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt
oder verbreitet werden.

© Bibliographisches Institut & F. A. Brockhaus AG,
Mannheim 2000

© GfS Gesellschaft für deutsche Sprache,
Wiesbaden 2000

Herstellung: Monika Schoch

Umschlaggestaltung: Raphaela Mänteles, Heidelberg
unter Mitwirkung von Suzana Papić, München

Druck und Bindearbeit:

Franz Spiegel Buch GmbH, Ulm

Printed in Germany

ISBN 3-411-70601-5

Inhalt

0 **Vorwort** – 7

1 **Standardsprache und Varietäten** – 9

JOCHEN A. BÄR: Deutsch im Jahr 2000. Eine sprachhistorische Standortbestimmung – 9

KARL-HEINZ BEST: Unser Wortschatz. Sprachstatistische Untersuchungen – 35

KARIN M. EICHHOFF-CYRUS: Vom Briefsteller zur Netikette: Textsorten gestern und heute – 53

PETER SCHLOBINSKI: Chatten im Cyberspace – 63

JÜRGEN EICHHOFF: Sterben die Dialekte aus? – 80

HANS-R. FLUCK: Fachsprachen: Zur Funktion, Verwendung und Beschreibung eines wichtigen Kommunikationsmittels in unserer Gesellschaft – 89

EVA NEULAND: Jugendsprache in der Diskussion: Meinungen, Ergebnisse, Folgerungen – 107

2 **Sprache und Öffentlichkeit** – 125

OTTO SCHILY: Sprache und Politik – 125

GEORG STÖTZEL: Wandel im öffentlichen Sprachgebrauch seit 1945 – 129

ERNST ELITZ: Sprache in den Medien – die Wortverdreher GmbH – 143

GÜNTHER PFLUG: Mediensprache zwischen Neugier und Moral – 155

Armin Conrad: Bilder erschlagen die Wörter. Sprachliche Verpflichtungen eines Fernsehjournalisten – 170

3 **Geschlechtergerechte Sprachverwendung** – 177

MARLIS HELLINGER: Feministische Sprachpolitik und politische Korrektheit – der Diskurs der Verzerrung – 177

MARGOT DIETRICH: »Gerechtigkeit gegenüber jedermann« – »Gerechtigkeit gegenüber allen Menschen«. Sprachliche Gleichbehandlung am Beispiel der Verfassung des Landes Niedersachsen – 192

BETTINA STUCKARD: Sprachliche Gleichbehandlung – (k)ein Thema für Frauenzeitschriften? – 224

4 **Deutsch in Ost und West – 247**

MANFRED W. HELLMANN: Divergenz und Konvergenz:
Sprachlich-kommunikative Folgen der staatlichen
Trennung und Vereinigung Deutschlands – 247

WOLF OSCHLIES: »Anschluss, blic krig, drang nach osten...«
Germanismen in der politischen Mediensprache
des postkommunistischen Osteuropas – 276

HORST DIETER SCHLOSSER: 525 Jahre »Unwort«. Gesamt-,
West- und Ostdeutsches im Spiegel der Sprachkritik – 289

5 **Sprachkritik und Sprachpflege – 303**

RUDOLF HOBERG: Sprechen wir bald alle Denglisch oder
Germeng? – 303

ALBRECHT GREULE: »Deutsch fürs Leben«. Fünfhundert Jahre
Sprachratgeber – 317

UWE FÖRSTER: Die Gesellschaft für deutsche Sprache. Ein ge-
schichtlicher Überblick – 330

6 **Die Autorinnen und Autoren – 341**

0 Vorwort

Wie steht es mit der deutschen Sprache der Gegenwart? Ist sie wirklich, wie vor einigen Jahren ein germanistischer Sprachwissenschaftler sagte, »gut in Schuss«? Oder geht es eher mit ihr bergab, verfällt sie, wie viele Menschen meinen?

Wie immer man diese Frage beantwortet, sicher ist, dass die Sprache sich wandelt, wahrscheinlich schneller als früher, schon deshalb, weil sich die Welt in einem früher nicht gekannten Ausmaß und Tempo verändert. Denn die Sprache ist nicht nur Spiegel der Welt, sie muss sich immer wieder neuen Lebensverhältnissen anpassen, damit sie den Menschen als Mittel der Reflexion und Kommunikation dienen kann.

Die Jahrtausendwende ist ein geeigneter Zeitpunkt, um über den derzeitigen Zustand der deutschen Sprache und über Entwicklungstendenzen nachzudenken. Hierzu ist in besonderem Maße die Gesellschaft für deutsche Sprache berufen, deren Aufgabe es ist, die deutsche Sprache zu erforschen, zu »pflegen« und Forschungsergebnisse und sprachkritische Überlegungen an die Öffentlichkeit zu vermitteln. Sie hat daher schon vor der Jahrtausendwende – im Dezember 1997 in Bonn und im Dezember 1998 in Berlin – Wissenschaftler und Sprachkritiker, Politiker und Journalisten zu Symposien eingeladen und gebeten, die deutsche Sprache aus ihrer Sicht zu beschreiben und zu bewerten.

Der vorliegende Band enthält überarbeitete Beiträge dieser Symposien und weitere durch diese Tagungen initiierte Aufsätze. Selbstverständlich können nicht alle relevanten Fragen behandelt werden, aber schon ein flüchtiger Blick in das Inhaltsverzeichnis kann zeigen, dass unter den Überschriften »Standardsprache und Varietäten«, »Sprache und Öffentlichkeit«, »Geschlechtergerechte Sprachverwendung«, »Deutsch in Ost und West« und »Sprachkritik und Sprachpflege« ein breites Spektrum von Themen erörtert wird. Dabei haben wir besonders darauf geachtet, dass die Beiträge nicht nur für Sprachwissenschaftler, Studierende der Germanistik und Deutschdidaktiker, sondern für alle Sprachinteressierten konzipiert wurden.

Unser Dank gilt allen Beteiligten, in erster Linie den Autorinnen und Autoren für ihre Beiträge und ihre große Kooperationsbereitschaft. Mehrere wissenschaftliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Gesellschaft für deutsche Sprache waren (zu unterschiedlichen Zeiten) an der Erstellung des Bandes redaktionell und organisatorisch beteiligt: Dr. Jochen A. Bär, Hanna Hacker M. A., Dr. Lutz Kuntzsch, Dr. Anja Steinhauer und Silke Wiechers M. A. Ihnen allen danken wir für die geleistete Arbeit.

Nicht zuletzt freuen wir uns, dass dieses Buch als erster Band einer neuen Reihe erscheinen kann, ins Leben gerufen und herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Sprache und der Dudenredaktion. Wir danken in diesem Zusammenhang der Dudenredaktion und ihrem Leiter Dr. Matthias Wermke für ihre Bereitschaft zur Zusammenarbeit und ihre effiziente Unterstützung bei der Publikation des Bandes.

Karin M. Eichhoff-Cyrus

Rudolf Hoberg

1 Standardsprache und Varietäten

JOCHEN A. BÄR

Deutsch im Jahr 2000

Eine sprachhistorische Standortbestimmung

In der dahineilenden, immer schnelllebiger werdenden Zeit scheint das Festhalten, Gliedern und Benennen ein Bedürfnis. Die allfälligen Rückblicke auf bestimmte Zeitabschnitte (etwa am Ende eines Jahres oder Jahrzehnts, bei 25-jähriger Betriebszugehörigkeit, 50-jähriger Ehe oder an 60. Geburtstagen) gehören ebenso in diesen Zusammenhang wie die Neigung vieler Menschen, noch das kleinste Ereignis, an dem sie teilnehmen, wichtig, bedeutend, groß oder historisch zu finden und zu nennen. »Runde« Jahreszahlen haben wohl vor allem deshalb einen so hohen Symbolwert und eine so große Faszination, weil sie – gesellschaftlich akzeptiert, d. h. ohne den sonst leicht erregten Verdacht der Nabelschau zu provozieren – Gelegenheit zur Selbstvergewisserung geben.

Die Frage »Wo stehen wir?« darf zum runden Jahr 2000 auch der Sprachhistoriker stellen. Bedenkt man daneben das große öffentliche Interesse an Sprache und ihrer Geschichte¹, so wird man davon ausgehen können, dass diese Frage (und der Versuch einer Antwort) sogar von ihm erwartet wird.

Die Geschichte der deutschen Sprache wird üblicherweise in vier große Abschnitte oder Sprachstufen unterteilt²: in das Althochdeutsche (ca.

¹ Vgl. Hoberg 1999, 217: »In der Öffentlichkeit werden zur Zeit drei Sprachthemen besonders wichtig genommen: die Rechtschreibung und ihre Reform; [...] der so genannte Sprachverfall [...]; der englische bzw. amerikanische Einfluss auf die deutsche Sprache [...].« Darüber hinaus hat der Autor des vorliegenden Beitrags, als Mitarbeiter der Gesellschaft für deutsche Sprache täglich mit schriftlichen und telefonischen Sprachanfragen aus der Bevölkerung befasst, die Erfahrung gemacht, dass in der Öffentlichkeit vor allem für drei Bereiche oder Aspekte der Sprache und Sprachwissenschaft Interesse besteht: für Sprachstatistik (»Deutsch in Zahlen«), für Lexikologie (in einem weiten Verständnis, das Phraseologie und Onomastik einschließt) und für Sprachgeschichte.

² Referiert wird hier nur jener allgemeine Konsens, der als »gesichertes Wissen« gelten kann und der Öffentlichkeit auch als solches präsentiert wird, beispielsweise in großen Nachschlagewerken der letzten 30 Jahre (vgl. Bär 1998, 379 f.). In der Fachwissenschaft selbst sind die Lehrmeinungen divergenter (vgl. z. B. Reichmann 1992; Roelcke 1995); zu einer eigenen Problematisierung vgl. S. 28 f.

750 bis ca. 1050), das Mittelhochdeutsche (ca. 1050 bis ca. 1350), das Frühneuhochdeutsche (ca. 1350 bis ca. 1650) und das Neuhochdeutsche (seit ca. 1650).³ Nach dieser Gliederung interessiert im gegenwärtigen Zusammenhang lediglich das jüngste Neuhochdeutsche; es soll hier anhand einiger exemplarischer Betrachtungen charakterisiert werden.

1 Prämissen

1.1 *Sprache und Sprachwandel*

Sprache ist in der Realität immer nur in Form konkreter Sprechakte einzelner Sprecher greifbar; ein Sprachsystem ist dagegen immer ein wissenschaftliches Konstrukt, eine idealtypische Reduktion, die durch Abstraktion von den einzelnen Sprach- bzw. Sprechereignissen hervorgebracht wird.

Jede Sprache ist eine komplexe Interaktionsform einer bestimmten Gruppe von Menschen (der Sprachgemeinschaft), erfüllt verschiedene Funktionen (z. B. Verständigung, Manipulation, Darstellung von Gegenständen und Sachverhalten, kognitive Erfassung und Gliederung der Welt) und ändert sich mit wechselnden Aufgaben und Anforderungen. Als Gesamtheit von Sprechakten existiert sie überhaupt nur im permanenten Wandel – eine Tatsache, mit der sich jede Beschäftigung mit Sprache auseinanderzusetzen hat.

Laien bewerten Sprachwandel oft genau dann als negativ, wenn sie ihn bewusst erleben.⁴ Dies führt zwangsläufig zu einer verzerrten Sicht, da es immer nur für wenige, meist zufällige Beispiele gilt. Am Bekanntesten, Vertrauten hängt man; dass auch dieses stets Ergebnis von Sprachwandelprozessen ist, bleibt gemeinhin unberücksichtigt. (So wird oftmals der Übergang bestimmter stark flektierter Verben in die Klasse der schwach flektierten als Sprachverfall beklagt. Dieselben Zeitgenos-

³ Vgl. hierzu im knappen Überblick beispielsweise Bär 1999.

⁴ Vgl. Hoberg 1990, 240: »Wer von ›Sprachverfall‹ spricht oder ähnliche abwertende Begriffe benutzt, meint alle sprachlichen Veränderungen, die ihm mißfallen, und vielen Menschen mißfallen nahezu alle Veränderungen, deren sie sich bewußt sind.« Der intellektuelle Konservatismus – was man einmal gelernt hat, lässt man nur höchst ungern wieder in Frage stellen (vgl. auch Glück/Sauer 1990, IX) – ist dabei keineswegs eine neue Erscheinung. Bereits 1478 beklagt der in Esslinger Stadtschreiber Niclas von Wyle den zeitgenössischen Sprachwandel – im Prinzip mit genau den gleichen Topoi, die auch heutzutage noch in ähnlichen Zusammenhängen zitiert werden: »ÿet兹 [...] in allē schwēbischen cantzlien [...] schribent die schriber ei für ai [...]: daz ain grosse vnnütze endrüg ist vnsers gezüngs [...]. Jch [...] hab mich [...] grosses flýsses gebruchet dz jch gewonte zescriben ai für ei. Aber ÿet兹 were not mich des wider ze entwēnen [...] das ich aber nit tûn wil.« (Zitiert nach Reichmann/Wegera 1988, 50.)

sen, die in ihrer Jugend die Präteritumform *buk* als richtig gelernt haben und daher *backte* für tadelnswert halten, finden es jedoch absurd, wenn man sie fragt, ob sie statt *bell**en*, *bell**te*, *geb**ell**t* die alten Formen *bell**en*, *ball*, *geb**oll**en* wieder eingeführt sehen möchten.)

Aufgabe der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Sprache ist es, den sprachlichen Wandel zu konstatieren, in größeren Zusammenhängen zu sehen und angemessen zu beschreiben. Subjektive Vorlieben für oder Abneigungen gegen einen bestimmten einzelnen Sprachgebrauch vermitteln kein zureichendes Bild der Sprache und ihrer Geschichtlichkeit im Ganzen.

1.2 Aufgaben und Möglichkeiten der Sprachgeschichtsschreibung

Die Geschichte einer Sprache wird hier betrachtet als eine Gesamtheit von letztlich immer zufälligen, nicht zielgerichteten konkreten Veränderungen in der Art und Weise, wie sie gesprochen und geschrieben wird. Jede konkrete Sprachverwendung, jeder einzelne Sprech- oder Schreibakt kann auf einer oder mehreren der folgenden Ebenen vom bislang Sprachüblichen partiell (d. h. im Rahmen des noch Verständlichen) abweichen: auf der Ebene der Laute bzw. ihrer graphischen Umsetzung, auf der Ebene der Morpheme (der bei Wortbildung und Flexion funktionalen Wortbestandteile, z. B. Ableitungs- und Kasusendungen), auf Wort-, Satz- und Textebene. Findet die Abweichung Nachahmer und setzt sie sich in der Sprachgemeinschaft durch, so wird Sprachwandel konstatierbar. In den wenigsten Fällen ist er im historiographischen Nachvollzug allerdings auf seinen konkreten Ursprung zurückzuverfolgen, so dass Kausalaussagen in der Sprachgeschichtsschreibung selten möglich sind. In der Regel kann nur das gemeinsame Vorliegen verschiedener historischer Fakten konstatiert, ursächliche Zusammenhänge können lediglich vermutet werden.

Sprachgeschichtsschreibung bedeutet, aus der chaotischen Vielfalt von sprachhistorischen Daten und Fakten einige als relevant erachtete herauszugreifen, sie nach bestimmten Kriterien erzählend zu ordnen und einem antizipierten Publikum mit bestimmten Intentionen zu präsentieren. Veränderungen der Sprache können diachronisch (längs der Zeitachse) immer nur festgestellt werden, indem zwei sprachliche Zustände zu zwei unterschiedlichen Zeitpunkten miteinander in Zusammenhang gebracht werden.

Die Frage ist, wie man dies tut: ob man lediglich konstatiert, dass Sprachwandel stattgefunden hat, oder ob man versucht, ihn (re)konstruierend nachzuvollziehen. Eine rein oder vorwiegend auf sprachliche Strukturen beschränkte Historiographie vermag nur in synchronischem Zu-

griff bestimmte Zustände des Systems aufzuweisen⁵ und unverbunden nebeneinander zu stellen. Ein diachronischer Aspekt im engeren Sinne wird erst in dem Augenblick möglich, in dem Sprache als Sprechen aufgefasst wird, d. h. nicht als abstraktes System, sondern als Gesamtheit konkreter Handlungen. In diesem Fall werden nicht isolierte Zustände miteinander verglichen, sondern es geht darum, sie als in Prozesse eingebunden zu sehen.⁶

Daraus folgt für eine konsequent betriebene Sprachgeschichtsschreibung, neben sprachlichen Handlungen auch deren historische Rahmenbedingungen in den Blick zu nehmen, vor deren Hintergrund sie allein verständlich und deutbar werden. In besonders prägnanter Form ist dies von den Herausgebern des Handbuchs *Sprachgeschichte* ausgeführt worden:

»Sprachen werden von Menschen gesprochen; Sprechen ist Handeln; dies geschieht erstens prinzipiell in kommunikativen Situationen gegenüber Mitmenschen; es geschieht zweitens unter kommunikationsbedingter Bezugnahme auf eine (vorhandene oder vorausgesetzte oder in der Kommunikation fiktional aufgebaute) Wirklichkeit; und es geschieht drittens nach geschichtlich erlernten, sozial gültigen, aber dennoch (oder gerade deshalb) variablen und veränderbaren Regeln. Mit diesen knappen Sätzen ist implizit auf die Differenzierungen der Sprache ebenso hingewiesen wie auf ihre Begründung und ihre Rolle im Gesamt von Handlungen, Handlungsbedingungen und Handlungsergebnissen geschichtlich tätiger Individuen und Individuengruppen, nochmals konkreter: in Staat und Politik, in Recht und Wirtschaft, in Kirche, Literatur, Philosophie und Bildung, in Ordnungen des Alltags und in der Organisation der Arbeit.« (Besch/Reichmann/Sonderegger 1984, V).

Dieser Auffassung, die Sprachgeschichte als Kulturgeschichte versteht⁷, ist auch der vorliegende Beitrag verpflichtet.

2 Phänomene und Tendenzen

Für die Betrachtung einiger signifikanter Eigentümlichkeiten der deutschen Gegenwartssprache werden im Folgenden vier kulturhistorische Tatsachenkomplexe herausgegriffen und mit sprachlichen Phänomenen und Tendenzen in Zusammenhang gebracht: die gesellschaftlichen Ver-

⁵ Ein klassisches Beispiel hierfür wäre eine Aussage wie »Um 1350 waren im bairischen Sprachraum durchschnittlich 40 % des unbetonten *e* apokopiert« (vgl. Lindgren 1953, 182).

⁶ Der Begriff eines sprachlichen »Zustandes« wäre für eine solche im eigentlichen Sinne *geschichtliche* Auffassung – *Geschichte* zurückgeführt auf *geschehen* »sich ereignen« – im Grunde gar nicht denkbar, weil Sprache aus dieser Sicht selbst im Bruchteil einer Sekunde nicht *ist*, sondern *wird*.

⁷ Vgl zu diesem Thema beispielsweise auch die Beiträge des jüngst erschienenen Sammelbandes *Sprachgeschichte als Kulturgeschichte* (Gardt/Haß-Zumkehr/Roelcke 1999).

änderungen nach dem 2. Weltkrieg (verstärkt seit den 1960er Jahren), die Entwicklung der Massenmedien einschließlich der neuen Medien, die kommerzielle und kommunikative Globalisierung und die europäische Integration.

2.1 Gesellschaftliche Veränderungen

Nimmt man eine Gliederung der deutschen Sprachgeschichte nach sozialhistorischen Kriterien vor und sieht beispielsweise »die alt- und mittelhochdeutsche Sprachperiode als vom Adel, die frühneuhochdeutsche und neuhochdeutsche als vom Bürgertum geprägt« (Eggers 1977, 180), so lässt sich nach der Mitte des 20. Jahrhunderts eine neue sprachhistorische Epoche ansetzen: »Das Bürgertum in dem hier gemeinten Sinne existiert heute nur noch in Resten; es wird in zunehmendem Maße in eine nicht mehr ständisch gegliederte Gesamtgesellschaft integriert.« (Ebd.)

Drei Schlagwörter, mit denen sich die gesellschaftliche Entwicklung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts beschreiben lässt, sind *Egalisierung*, *Engagement* und *Emanzipation*. Gemeint sind damit bestimmte Tendenzen einer immer größeren Öffnung unterschiedlicher sozialer Schichten zueinander sowie einer immer stärkeren Teilnahme verschiedenster sozialer Gruppen am öffentlichen Leben.

Die nach 1945 im Westen Deutschlands einsetzende Demokratisierung von oben schlug spätestens mit dem Generationenwechsel in den 60er Jahren in eine Demokratisierung von unten um. Immer größere Teile der Bevölkerung beteiligten sich in Form verschiedener »Bewegungen« (Studentenbewegung, Frauenbewegung, Friedensbewegung, Ökologiebewegung, Bürgerrechtsbewegung usw.) aktiv an der Gestaltung des öffentlichen Geschehens. In Folge einer konsequenten Bildungspolitik vor allem in den 70er Jahren mit Schul- und Hochschulgründungen, Ausbildungsförderungsgesetzen und systematischem Ausbau der Massenuniversität wurde für breite Kreise ein hoher Bildungsstandard möglich. Heute steht der Zugang zu politischer, wirtschaftlicher, kultureller Information zumindest prinzipiell ebenso allgemein offen wie der Weg in die Politik, an die Börse oder ins Internet. Alle können sich heutzutage über alle Gegenstände ihres Interesses umfassend eine Meinung bilden; alle haben prinzipiell die Möglichkeit, öffentlich mitzureden und mitzugestalten.

Mit den Termini *Egalisierung*, *Engagement* und *Emanzipation* soll keineswegs bestritten werden, dass es nach wie vor große Differenzen hinsichtlich Ausbildung, Einkommen und allgemeinem Lebensstandard gibt und dass nach wie vor Menschen etwa aufgrund ihrer Herkunft

oder ihres Geschlechts faktisch benachteiligt sind. Die sozialen Unterschiede sind aber längst nicht mehr so fest gefügt, dass sie unüberwindliche Grenzen darstellen, und Diskriminierung ist – als nicht »politisch korrekt« – gesellschaftlich zumindest verpönt; wer sie thematisieren und anprangern will, findet unschwer ein Forum.

Auch in der Sprache spiegeln sich die Veränderungen im sozialen Gefüge. Nicht mehr *eine* bestimmte, *einer* sozialen Schicht oder Gruppe mit besonderem sozialem Prestige zugeordnete Art des Sprechens und Schreibens wird für die beste gehalten, sondern es existiert eine Standardsprache, an der unterschiedliche soziale Schichten und Gruppen teilhaben und die in verschiedenen regionalen Färbungen, in verschiedenen funktionalen und situativen Varianten erscheinen kann. Diese Varianten sind nicht mehr (allenfalls noch in Ansätzen) auf einer vertikalen Werteskala angeordnet, sie existieren vielmehr im Bewusstsein der Sprachgemeinschaft gleichberechtigt und gleichwertig nebeneinander (vgl. auch 2.5).

Der beschriebene gesellschaftliche Ausgleichsprozess ist allerdings nicht nur für sich zu betrachten, sondern geht – gerade in seiner Eigenschaft als historische Rahmenbedingung der Sprachveränderung – Hand in Hand mit einer anderen, im nächsten Abschnitt zu behandelnden Entwicklung.

2.2 Massenmedien

Das hauptsächlich im Plural verwendete Wort *Massenmedien* ist eine Lehnübersetzung nach dem Vorbild des englischen *mass media* und dürfte 1963 in der Zeitung *Die Welt* zum ersten Mal verwendet worden sein. Noch 1958 findet sich in einschlägigen Publikationen für *Massenmedien* regelmäßig der zusammengesetzte Ausdruck (*technisches*) *Mittel der Massenkommunikation*, der auch heute noch als Definition tauglich ist. Gemeint ist ein Prozess der Informationsvermittlung, bei dem Mitteilungen indirekt (durch nicht persönlich anwesende Sprecher) und einseitig (ohne die Möglichkeit, darauf zu antworten) an ein großes, verstreutes, anonymes Publikum erfolgen. Die modernen Massenmedien gliedern sich in auditive Medien (z. B. Hörfunk, Schallplatte, CD), audiovisuelle Medien (z. B. Film, Fernsehen, Video) und Printmedien (z. B. Buch, Zeitung, Zeitschrift, Plakat); gegenwärtig gewinnen zunehmend die so genannten neuen Medien des Computerzeitalters an Bedeutung.

Die Massenmedien haben durch ihre Breitenwirkung und ihre Präsenz im Alltag einen großen Einfluss auf das allgemeine Bewusstsein und auch auf das sprachliche Verhalten. Vor allem durch die Medien Rundfunk und Fernsehen kommt seit einigen Jahrzehnten der gespro-

chenen Sprache gegenüber der geschriebenen ein immer größeres Gewicht zu.⁸ Dabei ist weniger an Textsorten wie Nachrichtenmeldungen, Rundfunkvorträge, Features usw. zu denken, die mehr oder weniger weitgehend der Schriftsprache verhaftet bleiben (vgl. Steger 1979, 175), eher schon an fiktionale Textsorten wie Spielfilme oder Daily Soaps, die um Nähe zur gesprochenen Sprache dezidiert bemüht sind, hauptsächlich aber an solche, die ungebrochen auf sprechsprachlicher Basis beruhen: an Livesendungen aller Art. Besonders hervorzuheben ist die Textsorte der Talkshow, weil hier – insbesondere im Zeitalter des Privatfernsehens – nicht nur wenige, unter Aspekten der Sprachkompetenz elitäre Personen zu Wort kommen, sondern ein breiter Querschnitt der Bevölkerung, der für eine ebenso große Bandbreite der deutschen Gegenwartssprache steht. Dadurch werden der Sprachgemeinschaft auch Varietäten als »medienwürdig« präsentiert, die nicht oder nur bedingt zur Standardsprache zu rechnen sind, was wiederum Rückwirkungen auch auf bestimmte schriftsprachliche Textsorten hat, z. B. in der Pressesprache.

Ein anderes Phänomen, das im Zusammenhang mit der Bedeutung der Massenmedien für die Gegenwartssprache eine Rolle spielt, ist das der Werbung. Alltäglich gegenwärtig sind heutzutage Texte, die einerseits nah an der gesprochenen Alltagssprache sein sollen, um den potentiellen Konsumenten auf Du und Du oder – wie es heute heißt – »auf gleicher Augenhöhe« anzusprechen, andererseits aber bewusst Mittel der sprachlichen Verfremdung einsetzen (Neologismen, Fremdwörter, Wortspiele, Antiredensarten⁹ usw.), um Aufmerksamkeit zu erregen. Insbesondere durch den letzteren Aspekt können sie, bei hinreichender Einprägsamkeit, auf die Allgemeinsprache wirken: Wortbildungen wie *unkaputtbar* (Coca-Cola-Reklame) beispielsweise haben dauerhafteren Eingang in den Wortschatz gefunden. Man wird dabei aber den Einfluss der Werbesprache auf die Sprache in ihrer Gesamtheit nicht überbewerten dürfen: Sie ist eine Varietät unter vielen anderen, ein textsorten- bzw. situationsspezifisches Register, dessen sich die Sprecherinnen und Sprecher neben anderen Registern sehr gezielt zu bedienen wissen.

Eine wichtige Rolle für die deutsche Gegenwartssprache und voraussichtlich ihre zukünftige Entwicklung spielt die elektronische Kom-

⁸ Unter gesprochener Sprache wird hier mit Steger (1979, 175 f.) das verstanden, was gesprochen wird, ohne vorher aufgezeichnet worden zu sein, ohne vorher länger für einen bestimmten Vortragszweck bedacht worden zu sein, ohne in Vers, Reim, Melodie oder vergleichbar fester Bindung zu stehen und was zudem im Rahmen des jeweiligen Sprachtyps als »normal«, d. h. als richtig anzusehen ist.

⁹ Gemeint ist im Sinne von Mieder 1999 das »satirische und zum Teil auch parodistische Manipulieren mit der formelhaften Sprache bekannter Redensarten« (ebd., X).

munikation mittels der so genannten neuen Medien. Bereits 1969 begann das US-amerikanische Verteidigungsministerium damit, Computer in den Bereichen von Wissenschaft und Militärtechnik zu vernetzen. Das so genannte *ARPAnet* (*ARPA* = *Advanced Research Projects Agency*) war die Grundlage des heutigen Internet. Seit 1992 in Genf die so genannte Web-Technik entwickelt wurde, auf der heute das *World Wide Web* basiert, steigt die Zahl der – zunehmend auch privaten – Internet-Teilnehmer (*User*) ständig an.

Die neuen Medien stellen allerdings nicht nur Kommunikationsformen und -bedingungen, sondern auch neue Realitäten dar und können als solche wiederum Gegenstand der Kommunikation sein. Computer sind heute nicht mehr nur Arbeitsinstrument für wenige Privilegierte, sie gehören für viele zum Alltag und sind längst auch in unsere Freizeit vorgedrungen. In vielen Bereichen haben sie enormen Einfluss auf moderne Lebens- und Denkweisen genommen. Was gemeint ist, wenn von *Computerkindern*, überhaupt von einer *Computergeneration* oder auch *Generation @*¹⁰ gesprochen wird, bedarf keiner Erläuterung. Entsprechend gibt es eine eigene »Computersprache«, womit hier weder eine Programmiersprache noch eine reine Fachsprache der Informatik und Computertechnologie gemeint ist, vielmehr jene Sondersprache der Computer- und Internet»szene«, für die am besten Ausdrücke wie *Cyberslang* (Abel 1999, v. a. 5–11) oder auch *Cyberdeutsch* geeignet scheinen. Diese Sondersprache weist einen spezifischen Wortschatz auf¹¹; daneben ha-

¹⁰ So Opaschowski 1999 in Anspielung auf den Buchtitel *Generation X* von Douglas Coupland (erschienen 1991) und das beim E-Mail-Verkehr gebräuchliche At-Zeichen. (Vgl. auch Bär 2000, 13 f.)

¹¹ Veränderte Realitäten beeinflussen den Wortschatz. Für neue Gegenstände werden nicht nur Ausdrücke aus anderen Sprachen entlehnt (z. B. *Scanner*, *Browser*, *Software*), was als passive Wortschatzerweiterung bezeichnet werden könnte, sondern es werden auch – für entlehnte Inhalte – aktiv neue Wörter in der eigenen Sprache gebildet (z. B. *Datei*) oder bekannte Wörter semantisch erweitert und umgeprägt (z. B. *Verzeichnis* »virtuelle Schublade im Computer«, *Maus* »Computermaus«). Bei der aktiven Wortschatzerweiterung spielt das Prinzip der Metaphorik eine wichtige Rolle: Das neu zu Benennende wird mit etwas Bekanntem verglichen, das unter irgend einem Aspekt analog erscheint. Für eine Miniatursoftware beispielsweise, die, wenn man sie auf einem Computer installiert, bestimmte andere Programme beeinträchtigt oder außer Kraft setzt und dabei beständig redupliziert wird, ist der Ausdruck *Virus* üblich geworden (mit sprachlich durchgängiger Analogie: Computerviren können sich *vermehren* und *fortpflanzen*, eine Datei kann *infiziert*, eine Festplatte kann regelrecht *verseucht* sein; es gibt *gutartige*, aber auch *bösartige Viren* und sogar *Killerviren*). – Metaphorik ist jedoch auch umgekehrt möglich. Nicht nur von Altbekanntem kann eine Bezeichnungsübertragung auf ein zu benennendes Neues stattfinden, sondern auch von einem neu benannten Gegenstand oder Sachverhalt zurück auf einen sprachlich längst gefassten, der nun seinerseits neu benannt wird. So hört

ben die digitalen Kommunikationsmöglichkeiten E-Mail und Internet auch völlig neue Textsorten mit spezifischen morphologisch-syntaktischen Strukturen¹² und sogar eigenen Höflichkeitsformen¹³ entstehen lassen. Gerade im Bereich der virtuellen Kommunikation ist das Cyberdeutsch stärker als Gruppensprache denn als Fachsprache zu sehen.¹⁴ Es hat erst etwa in den letzten zehn Jahren, vor allem in der jüngeren

man alltagssprachlich heute beispielsweise oft, dass zwei sich vertragende Ansichten – wie Computerprogramme – *kompatibel* sind, und statt von einem *Berührungspunkt* oder einem *Überlappungsbereich* zwischen zwei Fachgebieten spricht man mittlerweile gern von einer *Schnittstelle*. Hier ist eine neue Metaphorik im Spiel; es zeigt sich, dass Sprache mit neuen Ausdrucksmöglichkeiten (in diesem Fall: mit neuen Wörtern) das Denken beeinflussen kann, indem von Wörtern auch in anderen Bereichen als denen, in denen man sie ursprünglich verwendet, Gebrauch gemacht wird.

- ¹² Runkehl/Schlobinski/Siever (1998, 106 ff.) beschreiben die Verwendung unflektierter Verbstämme in der Internetkommunikation, insbesondere im Internet-Chat, deren Vorbild sie in der Sprache der Comics vermuten. Dort deuten Formen wie *raschel*, *dröhn*, *seufz*, *glucker*, *schmüffeln*, *murmeln* usw. das Ereignen vor allem eines Geräusches an. In der Internetsprache ist dieses Prinzip zu einem vielfach genutzten grammatischen Muster geworden. Prinzipiell jede Handlung (es geht hier natürlich immer nur um virtuelle Handlungen) kann durch Verbstämme zum Ausdruck gebracht werden: *grübel*, *denk*, *hüpf*, *strahl*, *freu*, *grins*. Anders als in aller Regel beim klassischen Comic können auch zusammengesetzte Verben verwendet werden: *entsetz*, *rumtänzel*, *anspring* (die Beispiele hier und im Folgenden nach Runkehl/Schlobinski/Siever 1998, 108 f.). Darüber hinaus ist Inkorporierung von Adverbialen (*traurigguck*, *ganzliebguck*) und Objekten (*mobilattraushol*, *aufschreidurchdiemengegehenhör*) möglich; die Bedeutung solcher komplexer Verben wäre jeweils: »es ereignet sich eine Handlung, die darin besteht, dass ...« (... jemand traurig guckt/ganz lieb guckt/Mobilat rausholt/einen Aufschrei durch die Menge gehen hört). – Es bedarf keiner Erläuterung, dass damit völlig neue morphologisch-syntaktische Möglichkeiten entstanden sind: Das Deutsche wird – sehr partiell freilich, da (zumindest vorerst) strikt textsortengebunden – zu einer polysynthetischen Sprache, in der das Verb einem vollständigen Satz entsprechen kann.

- ¹³ Wer per E-Mail oder Internet kommuniziert, ist gehalten, die so genannte *Netikette* zu beachten (zur Sache vgl. z. B. Runkehl/Schlobinski/Siever 1998, 48 u. ö.; dort: *Netiquette*). Das Kunstwort ist zusammengezogen aus *Net* (»Internet«) und *Etikette*, wobei der zusätzliche Effekt willkommen ist, dass dabei das Adjektiv *nett* assoziiert werden kann.

- ¹⁴ Zwar sind die Grenzen fließend, doch hat die Gruppensprache mehr die Funktion sozialer Bindung und Integration als sachbezogener Darstellung. Dazu zwei Beispiele: Akronyme wie *ASCII* (*American Standard Code for Information Interchange*) oder *HTML* (*Hyper Text Markup Language*) sind fachsprachliche Ausdrücke; sie sind gegenstandsbezogen und die Abkürzung ist vor allem sprachökonomisch begründet. Die Verwendung von Akronymen wie dem in Internet-Newsgroups und -Chatforen gebräuchlichen *RTM* (*Read The Manual*) bzw. gleichbedeutendes *LDH* (*Lies Das Handbuch*) hingegen ist keine darstellend-referentielle sprachliche Handlung, sondern eine Aufforderung; sie zu verstehen, beweist nicht sachliche, sondern soziale Kompetenz (Gruppenzugehörigkeit).

Generation, größere Verbreitung gefunden. Berücksichtigt man allerdings, dass in Deutschland mittlerweile ca. 10 Millionen Menschen über einen Internetanschluss verfügen (Abel 1999, 6), so ist klar, dass die Sprachwissenschaft diese Varietät, die alle hierarchischen Ebenen des Sprachsystems mit Ausnahme der Lautung stark beeinflusst, als Forschungsgegenstand nicht mehr ignorieren kann.

2.3 Globalisierung

Mit den neuen Kommunikationsformen unmittelbar in Zusammenhang stehen die wirtschaftlichen Aktivitäten großer Konzerne – der weltweit agierenden »global players«, die Firmen auf der ganzen Welt zu einem Gesamtkomplex vereinigen und dabei beliebig Standortvorteile nutzen können. Computer und Internet erlauben dabei Austausch, Abstimmung, Datentransfer und auch Geschäftsabschlüsse nahezu ohne jede Zeitverzögerung. Bezeichnend ist die Rede vom »global village«: Die Welt rückt kommunikativ zur Größe eines Dorfes zusammen.

All dies ist nicht denkbar ohne eine gemeinsame sprachliche Basis. Die Funktion des weltweiten Verständigungsmittels hat im 20. Jahrhundert das Englische bzw. Angloamerikanische übernommen, wobei es in diesem Zusammenhang nicht mehr als nationale, sondern als multi-nationale Sprache zu sehen ist: »Die meisten modernen Anglisismen oder Angloamerikanismen sind Internationalismen.« (v. Polenz 1999, 400.) Im Unterschied zu anderen Weltsprachen wie Chinesisch, Russisch, Spanisch oder Französisch ist das Englische nicht auf eine mehr oder weniger große Region begrenzt; im Unterschied zu früheren Verkehrssprachen wie dem Latein der Gelehrten oder der Handelssprache der Hanse im hohen und späten Mittelalter ist es nicht an bestimmte Handlungszusammenhänge, soziale Gruppen oder Schichten gebunden, sondern wird – wie rudimentär oder bruchstückhaft auch immer – von Menschen unterschiedlichster Herkunft und Ausbildung verstanden.

Auch für das Deutsche spielt das Englische eine immer wichtigere Rolle. Der englische Einfluss ist schon im 19. Jahrhundert spürbar und ist charakteristisch für das gesamte 20. Jahrhundert. In dessen zweiter Hälfte steht er jedoch in besonderer Weise in Wechselwirkung mit den gesellschaftlichen und kommunikationstechnischen Veränderungen (s. 2.1 und 2.2), d. h., er wird nicht mehr nur von einer kleineren oder größeren Minderheit wahrgenommen, sondern betrifft in Beruf und Alltag mittlerweile den weitaus größten Teil der Sprachgemeinschaft (s. auch v. Polenz 1999, 402).

Das Englische ist dabei nicht nur Lingua franca, sondern vielfach auch Gegenstand und Mittel der kulturellen Identifikation. Die zu verschie-

denen Zeiten (beispielsweise während der 1920er Jahre), für die breite Mehrheit jedoch erst nach Ende des 2. Weltkriegs feststellbare Orientierung am Vorbild USA¹⁵ führte zu einer Modifikation des Deutschen vor allem auf der Ebene des Wortschatzes und der Redewendungen¹⁶, weit weniger stark auf der Ebene der Grammatik und der Syntax¹⁷, die in jüngerer Zeit vor allem von Laien zunehmend beklagt wird. In diesem Zusammenhang gilt jedoch entsprechend, was Horst Haider Munske (1995, 408) in Bezug auf das Lateinische und Französische feststellt:

»Die Rolle des Lateins als übernationale Koine vom frühen Mittelalter bis ins 18. Jahrhundert ist freiwilliger Akkulturation zu danken, ebenso die Verbrei-

¹⁵ Die Rede ist für die Zeit der deutschen Zweistaatlichkeit von der alten Bundesrepublik.

¹⁶ Einzelwörter und Mehrworteinheiten mit fester Bedeutung (Phraseme) können im Zusammenhang der Frage nach Entlehnungsprozessen prinzipiell analog betrachtet werden. Man unterscheidet ausdrucksseitige und inhaltsseitige Entlehnungen. Zu den ausdrucksseitigen gehören: 1. echte Fremdwörter wie *Broker* ›Börsenhändler‹ und 2. ausdrucksseitig assimilierte Lehnwörter wie *sponsern* ›finanziell unterstützen, fördern‹ (von *to sponsor*), zu denen man (als Homonyme zu vorhandenen Wörtern der eigenen Sprache) auch die so genannten *faux amis* wie *Seite* (im Internet) aus *siter* rechnen kann. Zu den inhaltsseitigen Entlehnungen gehören: 1. Lehnübersetzungen, die ein fremdes Wort in allen Bestandteilen wiedergeben, z. B. *Blumenkind* ›Angehöriger der Hippie-Bewegung‹ (nach *flower child*), *die Pille* ›Antibabypille‹ (nach *the pill*; vgl. Stöckhardt 1999) oder *Sinn machen* ›Sinn haben, ergeben‹ (nach *to make sense*), 2. Lehnübertragungen, die im Vergleich zur Lehnübersetzung freier sind und nur einzelne Wortbestandteile direkt übersetzen, z. B. *Wolkenkratzer* (nach *sky-scraper*) und *Weltnetz* (wohl eine Kontamination nach *internet* und *world wide web*), 3. Lehn-schöpfungen, die ausdrucksseitig weder eine Ähnlichkeit mit dem fremdsprachlichen Vorbild noch eine Entsprechung zu ihm aufweisen, z. B. *Niethose* gegenüber (*blue*) *jeans*, 4. Lehnbedeutungen, die von vorhandenen, bereits unter anderem Aspekt bedeutungsverwandten Wörtern nach dem Vorbild einer anderen Sprache zusätzlich angenommen werden (z. B. *schneiden* ›jemanden meiden, absichtlich übersehen‹ nach englisch *to cut*). – Gradmesser der Akkulturation können daneben Wörter sein, die nach den Regeln einer anderen Sprache in der eigenen Sprache neu gebildet werden. Bekanntestes Beispiel ist *Handy* (›Mobiltelefon‹), ein Wort, das es im Englischen so nicht gibt (dort: *mobile phone* bzw. – im amerikanischen Englisch – *cellular phone*) und das daher als spezifisch deutsches Wort nach fremdem Vorbild, gewissermaßen als Fremdwortbildung (zum englischen Adjektiv *handy* ›griffbereit, greifbar, praktisch‹) zu sehen ist. Ein sprachwissenschaftlicher Terminus für dieses Phänomen, das am ehesten wohl in die Kategorie der Lehn-schöpfungen gehört, scheint zu fehlen; ein Vorschlag wäre: Fremdschöpfung. – Bei alledem ist aber der Anteil der Anglizismen am deutschen Gesamtwortschatz nach wie vor gering (v. Polenz 1999, 402 f.).

¹⁷ Deutsche Flexion englischer Wortstämme (z. B. *downloaden*, *loadete down*, *habe downgeloadet*) bleiben Ausnahmen, auch wenn einige Beispiele viel zitiert werden (so eine bekannte Hamburger Modeschöpferin über sich selbst: ›Wer Ladysches will, searcht nicht bei Jil Sander‹). Eine Tendenz zu englischen Satzmustern ist im Deutschen derzeit nicht zu erkennen.

tung des Französischen als Bildungssprache des europäischen Adels. Nicht die Römer und nicht die Franzosen haben ihre Sprache verbreitet und die europäischen Sprachen durch lateinische und französische Entlehnungen geprägt – es waren die Sprachträger dieser Sprachen selbst, die in freiwilliger Adaption Latein und Französisch als Zweitsprache benutzt und auf diesem Wege ihre eigenen Sprachen bereichert haben.« (Munske 1995, 408.)

Dass nicht jede Verwendung von Fremdwörtern Sprachbereicherung ist und Anglizismen insbesondere in der aktuellen Kommerz- und Werbesprache oft genug bloße Signal- und/oder Imponierfunktion haben, liegt auf der Hand und wird auch von seriösen Fachgelehrten wie Peter von Polenz (1999, 403) und Friedhelm Debus (1999, 29 ff.) kritisch beleuchtet. Doch ist zu berücksichtigen: Sowohl Versuche, jemandes Aufmerksamkeit zu erregen, als auch solche, jemanden zu beeindrucken, sind ganz alltägliche sprachliche Handlungsmuster, die in jedem gruppensprachlichen, auch z. B. im fachsprachlichen Diskurs üblich sind, und als solche können sie lediglich nach ihrem Erfolg bewertet werden. Wenn durch die Verwendung von Anglizismen etwa in einem Werbetext die ins Auge gefasste Zielgruppe tatsächlich erreicht und zum Konsum animiert wird, so ist die Verwendung sinnvoll; dass daneben andere, nicht als Zielgruppe eingestufte Personenkreise mit Unverständnis, Verunsicherung oder Verärgerung reagieren, kann aus intentionaler Sicht mit Recht vernachlässigt werden.

Zu kritisieren ist allein ein unreflektierter Gebrauch von Anglizismen aus bloßer Bequemlichkeit. In diesem Zusammenhang wie in allen Fragen der adressatenbezogenen Sprachverwendung erscheint es sinnvoll und notwendig, den eigenen Sprachgebrauch kritisch zu reflektieren und nach möglichst angemessenen Formen des Ausdrucks zu suchen – angemessen der jeweiligen Rede- oder Schreibsituation, d. h. konkret: der eigenen Intention, dem Gegenstand, dem Kommunikationspartner. Ein solchermaßen situationsadäquater Sprachgebrauch ist stets ein guter Sprachgebrauch, gleich ob er Fremdwörter meidet oder sucht.

2.4 Europäische Integration

Ein wichtiger politischer Prozess, der historische Rahmenbedingungen auch für die deutsche Sprachgeschichte setzt, ist die europäische Integration. Das allmähliche Zusammenwachsen Europas, das vor allem das letzte Drittel des 20. Jahrhunderts mit prägte und das, bei fortgesetzter Entwicklung, für das 21. Jahrhundert noch weitaus wichtiger werden wird, schafft einen gemeinsamen geistig-kulturellen Raum mit offenen Grenzen und vielfältigsten Verflechtungen auf allen Gebieten.

Die heute für mehr Menschen als je zuvor gegebene Möglichkeit, auf Reisen andere Länder, Kulturen und auch Sprachen kennen zu lernen,

und die Möglichkeit für Menschen fremder Herkunft, längerfristig oder dauerhaft im Inland zu leben und zu arbeiten und aktiv am kulturellen Leben teilzunehmen (Letzteres besonders in Großstädten), tragen dazu bei, den geistigen Horizont der Sprachgemeinschaft zu erweitern. Massentourismus, Migration und multikulturelle Gesellschaft sind zwar in Deutschland nicht nur begrenzt auf den europäischen Skopus, sie sind aber insbesondere in diesem bewusstseinsprägend geworden: Urlaub im europäischen Ausland, Freizügigkeit innerhalb der Europäischen Union und Teilnahme europäischer Mitbürgerinnen und Mitbürger am kulturellen Leben sind heute für breite Kreise selbstverständlich, und zwar nicht allein wegen der räumlichen Nähe, vielmehr hauptsächlich wegen der auf zweieinhalb Jahrtausende gemeinsamer Geschichte beruhenden kulturellen Affinität. Diese Affinität ist nicht zuletzt auch eine sprachliche.

»Die zahlreichen Strukturkonvergenzen in den europäischen Sprachen sind [...] der Hauptgrund für ihre relativ leichte gegenseitige Übersetzbarkeit. Dagegen ist die Übersetzung z. B. einer altisländischen Saga oder der Dichtungen von Wolfram ins Neuhochdeutsche viel schwieriger als die Übersetzung einer EG-Verordnung innerhalb der EG-Sprachen. Und dies liegt nicht nur an der Internationalität des Wortschatzes. Solche Konvergenzen können wohl kaum aus genetischer, d. h. indogermanischer Verwandtschaft erklärt werden, eher aus ihrer gemeinsamen Orientierung am Latein in jahrhundertelanger Diglossie der schreibenden und lesenden Oberschicht, auch aus jüngeren Sprachkontakten, vor allem aber aus der Gleichgerichtetheit zivilisatorischer Entwicklungen, die sich in den europäischen Sprachen niedergeschlagen haben. Zweifellos gibt es den europäischen Sprachbund, auch wenn dies bislang nicht so deutlich nachgewiesen wurde wie beim Balkansprachbund.« (Munske 1995, 401.)

Auch wenn gerade die europäische Integration nicht die Gefahr birgt, die verschiedenen Einzelsprachen und also auch das Deutsche könnten in absehbarer Zeit ihre Existenz verlieren – gefordertes und zumindest prinzipiell erklärtes Ziel ist vielmehr gerade eine Stärkung der sprachlichen Vielfalt und Eigenständigkeit¹⁸ –, so beeinflusst doch die in immer mehr Bereichen gemeinschaftlich werdende Realität die Sprachen sowie zwischensprachliche Interferenzen, vor allem auf inhaltlichem Gebiet. B. L. Whorfs These vom »Standard Average European« klingt hier an, der Gedanke einer Art Eurosemantik (vgl. hierzu z. B. Reich-

¹⁸ Zu nennen sind hier u. a. die »Tutzingen Thesen zur Sprachenpolitik in Europa« (z. B. in: *Der Sprachdienst* 43/1999, 220–222), die sich für sprachkulturelle Identität, Sprachenpluralität und Mehrsprachigkeit des Einzelnen einsetzen, und auch das nachdrückliche Auftreten der deutschen Bundesregierung im so genannten »Sprachenstreit« mit der finnischen EU-Ratspräsidentschaft im Juli 1999 (es ging darum, ob das Deutsche bei informellen Treffen den Status einer Arbeitssprache haben sollte; vgl. Bär 2000, 17).

mann 1993), die als Phänomen kultureller Interaktion Jahrhunderte alt ist, indes zukünftig immer wichtiger werden könnte.

2.5 Sprachhistorische Bewertung

Die Frage, wie sich die deutsche Sprache an der Jahrtausendwende spezifisch von früheren historischen Perioden unterscheidet, lässt sich mit Blick auf die eine oder andere Ebene des Sprachsystems (z. B. Wortschatz, Grammatik, Textsortenspektrum) kaum sinnvoll beantworten, einfach deswegen, weil es »das« Sprachsystem des Deutschen in der Realität nicht gibt. Die deutsche Sprache im Sinne der gegenwärtigen Betrachtungen ist keine einheitliche, feste Größe, sondern als System nur eine Gesamtheit von Subsystemen, den so genannten Varietäten. Diese unterscheiden sich pro Raum (als Dialekte, Regionalsprachen), pro Zeit (als historische Sprachstufen), pro soziale Schicht (als Soziolekte), pro soziale Gruppe (als Gruppen- und Sondersprachen), pro Individuum (als Idiolekte), schließlich pro kommunikativen Interaktionsrahmen (als Funktiolekte) und pro Sprachverwendungssituation (als situative Register); all diese Aspekte sind zu berücksichtigen, wenn Aussagen über Veränderungen etwa im Wortschatz oder in der Grammatik gemacht werden. Eine Anglizismenflut in der Werbesprache oder ein Übergang von syntaktischen Fügungen zu inkorporierenden Wortbildungen im Cyberslang (s. Anm. 12) sind nicht Beispiele für eine Veränderung »der« deutschen Sprache überhaupt, sondern immer nur solche für eine Veränderung einzelner Varietäten.

Auffällig ist jedoch eine spezifische Verschiebung im Varietätensystem selbst, die man unter verschiedenen Aspekten jeweils als Ausgleich (Ein-ebnung von Unterschieden) charakterisieren könnte. In den Blick genommen werden im Folgenden drei Punkte: ein Ausgleich zwischen Varietäten und Standardsprache, ein Ausgleich zwischen gesprochener und geschriebener Sprache und ein Ausgleich der Stilebenen.

- a) Eine Öffnung der Grenze zwischen Varietäten und Standardsprache lässt sich insbesondere im Bereich der regionalen Varietäten (Dialekte) erkennen. Letztere existieren heute nicht mehr in der gleichen Weise wie noch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Vor allem die akustischen und audiovisuellen Massenmedien trugen entscheidend zum Rückgang der Dialekte nicht nur aus der geschriebenen, sondern auch aus der gesprochenen Sprache bei. Dieser Rückgang hängt allerdings auch mit dem Ende des 2. Weltkrieges und der Vertreibung von mehr als 10 Millionen Menschen aus deutschsprachigen Gebieten in Osteuropa und Ostmitteleuropa zusammen. Das jahrhundertealte Gefü-

ge der deutschen Dialekte veränderte sich dadurch von Grund auf. Mundartgebiete wie Pommern und Schlesien verschwanden von der Sprachlandkarte, und die massenhafte Umsiedlung von Sprecherinnen und Sprechern dieser Dialekte in andere Dialektgebiete zerstörte auch deren Geschlossenheit. Während bis etwa 1945 für die überwiegende Mehrzahl aller Deutschen ihre jeweilige Mundart die erste Sprache war und die Standardsprache erst später oder sogar nie gelernt wurde, wachsen heute viele Menschen mit der Standardsprache (allerdings meist in der einen oder anderen regionalen Färbung) auf. Dabei ist ein Funktionswandel des Dialektgebrauchs zu konstatieren:

»Er wird weniger für die allgemeine Alltagskommunikation verwendet, mehr bei speziellem Bedarf: beim geselligen, witzigen, emotionalen Reden gegenüber persönlich Vertrauten. Wo Dialekt oder Regiolekt nicht mehr zur Verfügung steht, in heimatssprachlich entwurzelten und standardsprachlich aufgewachsenen Bevölkerungsteilen, da tritt an die Stelle regionalen Sprachgebrauchs für solche Funktionen ein kaum mehr regionalspezifischer allgemeiner neuer Substandard, der u. a. von unkonventionell sprechenden Fernsehmoderatoren und in der Jugendsprache verbreitet wird [...]. Regionale Sprachvariation tritt so hinter soziale und situative zurück.« (v. Polenz 1999, 459.)

Vor allem in den Städten ist der Übergang vom Dialekt zur regionalen Umgangssprache und von dieser zur Standardsprache fließend. Moser (1985, 1680) sieht für das Gegenwartsdeutsche insgesamt eine »Neigung zum räumlichen und sozialen Ausgleich« als charakteristisch an. Dies bedeutet andererseits, dass die Standardsprache, die von diesem Prozess ebenfalls nicht unberührt bleibt, nicht mehr in gleicher Weise wie noch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine über den anderen Varietäten gleichsam thronende, deutlich abgehobene Leitvarietät darstellt. In dem Maße, in dem sich Dialekt- oder Regiolekt Sprecher ihr annähern und sie – adaptierend – selbständig realisieren, verringert sich ihre Qualität als sprachliches Ideal, als absoluter Maßstab »guten« und »richtigen« Sprechens (wenngleich nicht so sehr, dass sie ihres Leitbildcharakters ganz verlustig ginge; die Rede kann hier allenfalls von einer Relativierung, nicht von einer völligen Planierung der Prestigeverhältnisse sein).

Eine andere Verschiebung im Varietätenspektrum zeigt sich auf dem Gebiet der Fachsprachen. Diese »legen sich [...] wie ein großer Kranz [...] um die deutsche Gemeinsprache und wirken in vielfältiger Form auf sie ein« (Weinrich 1984, 94). Insbesondere im Wortschatz gibt es starke Einflüsse. Nach Sommerfeldt (1988, 64) schwanken die Mutmaßungen über den Umfang des Fachwortschatzes zwischen einer Million und sieben Millionen Einheiten. Meist handelt es sich dabei

um Wortbildungen (Kurzwörter, Ableitungen und Komposita) und Entlehnungen aus anderen Sprachen (häufig Fremdschöpfungen im Sinne von Anm. 16). Immer mehr fachsprachliche Termini finden heute – oft als bildungssprachliches Wortgut – Eingang in die Allgemeinsprache. Debus (1999, 26) sieht »ein wesentliches Kennzeichen der Entwicklungen der deutschen Sprache« darin, dass »die Standardsprache durch einen hohen Anteil fachsprachlicher Wörter geprägt« ist; die Grenze zwischen Allgemeinsprache und Fachsprachen ist im konkreten Einzelfall ebenso fließend wie die zwischen Allgemeinsprache und regionalen Varietäten.

- b) Ein Ausgleich zwischen gesprochener und geschriebener Sprache wird von der Forschung auf unterschiedlichen Ebenen des Sprachsystems anhand konkreter Sprachwandelphänomene konstatiert. Er soll hier nur an wenigen Beispielen aus Morphologie und Syntax demonstriert werden. So beschreiben Glück/Sauer (1990, 58) eine »Tendenz, die normgerechte Markierung von Akkusativobjekten durch die entsprechenden Endungen aufzugeben« (»Kein Schutt abladen!«); ähnliches gilt auch für den Dativ (»Durchfahrt verboten, außer Bewohner und Versorgungsfahrzeuge«; ebd., 59 f.). Die Autoren schlagen vor, dergleichen nicht als Kasuswechsel, vielmehr als »phonologische Reduktionen (nachlässige Aussprache, ›Verschlucken‹ von unbetonten Silben)«, mithin als Auswirkungen gesprochener Sprache zu interpretieren (ebd., 58.).

Als Reflex der gesprochenen Sprache im syntaktischen Bereich deutet Weinrich (1984, 97) eine Tendenz der deutschen Gegenwartssprache zur Reduktion der Satzklammer (»Die Sonne geht nicht unter in meinem Reich« statt »Die Sonne geht in meinem Reich nicht unter«). Ähnliches gilt für die seit Jahren viel diskutierte Verbzweitstellung im kausalen Nebensatz mit *weil* (»Ich kann nicht mit in die Kneipe, weil: Ich bin anderweitig verabredet«). Das Phänomen erregte auch außerhalb der Sprachwissenschaft weithin Aufmerksamkeit. Sprachpflegerisch gesinnte Zeitgenossen gründeten eine Aktionsgemeinschaft »Rettet den Kausalsatz« (Wegener 1999, 3); in Hamburg wurde 1994 in einer Gymnasialklasse auf Anregung des Deutschlehrers jeder *weil*-Satz mit Verbzweitstellung als »sprachliche Schlamperei« mit einer Geldbuße belegt (ebd.). Die Linguistik sieht heute in der beschriebenen Satzstellung jedoch gemeinhin nicht mehr einen Bruch der Satzkonstruktion (Anakoluth) und damit einen Regelverstoß, sondern ein »Spezifikum der gesprochenen Sprachform« (Glück/Sauer 1990, 49). In neueren Grammatiken wird die Konstruktion üblicherweise berücksichtigt, bisweilen schon als (in manchen Kontexten)

regelkonform gesehen und für bestimmte Redezusammenhänge sogar empfohlen.¹⁹

Im Wortschatz werden Elemente gesprochener Sprache auf unterschiedlicher Ebene in die Schriftlichkeit übernommen. Besonders signifikant ist hier die Wortbildung; zu nennen sind u. a. Ableitungen auf *-i/-y/-ie* (*Wessi, Ossi, Uni, Fuzzy, Yuppie*)²⁰, auf *-o* (*Realo, Brutalo, Fascho*), auf *-e* (*Häme, Zyne, Schreibe*)²¹ sowie Kurzwörter ohne Ableitungssuffix (*Prof* ›Professor‹, *Alk* ›Alkohol‹). Bei diesen Ableitungen handelt es sich um »eines der produktiveren Wortbildungsmuster in der gegenwärtigen gesprochenen wie geschriebenen Alltagssprache« (Glück/Sauer 1990, 82).

- c) Eng mit dem Ausgleich zwischen Varietäten und Standardsprache und dem Ausgleich zwischen gesprochener und geschriebener Sprache einher geht ein Ausgleich der Stilebenen. Gemeint ist damit eine Tendenz zum allgemeinsprachlichen Verzicht auf stilistisch gehobene Varianten einerseits, zur Aufwertung ehemals als niedrig empfundener Varianten andererseits.

Wie wenig eine gehobene Sprache heute noch als zeitgemäß empfunden wird, hat Uwe Förster – in engagierten Plädoyers *für* dieselbe – mehrfach herausgestellt (z. B. Förster 1990). Signifikant sind in diesem Zusammenhang die Bemühungen um die Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift, bei der normalsprachliche Formulierungen in der Regel den ausgefallenen (meist Archaismen) vorgezogen wurden. Sprachliche Höhenzüge wurden auf diese Weise planiert, der typische »Bibelstil«, eine textsortenspezifische Varietät, die in vielerlei Hinsicht Relikte der Luthersprache konservierte, zu Gunsten einer modernen Einheitssprache aufgegeben.

Am unteren Rand des Stilspektrums lässt sich hingegen beobachten, dass viele noch bis vor kurzem als derb, schmutzig oder unan-

¹⁹ Einen Überblick über die Literatur gibt H. Wegener (1999, 4); sie stellt fest: »Weil-Verbzweit[stellung] ist [...] grammatikfähig geworden.« (Ebd.)

²⁰ Das Ableitungsmuster »Kurzform auf *-i*« gilt nicht nur für Substantive, sondern – seltener – auch für Adjektive, z. B. bei *depri* (in *depri drauf sein* ›niedergeschlagen, depressiv sein‹).

²¹ Die Ableitungen auf *-e* sind wohl zu einer größeren Gruppe von Verbalableitungen zu rechnen, zu denen auch seit Jahrhunderten übliche Wörter wie *Rede* gehören. Das Derivationsmuster, dem der Präteritalstamm zugrunde liegt (erkennbar bei starken Verben wie *Gabe* < *geben*, *Sprache* < *sprechen* usw.) scheint jedoch in neuerer Zeit umgedeutet worden zu sein: Die Ableitung erfolgt bei starken Verben heute in der Regel ohne Ablaut (*Schreibe* statt *Schriebe*), wohl aufgrund der Annahme, sie entstehe aus dem Infinitiv, bei dem das *n* weggelassen werde (vgl. Glück/Sauer 1990, 82). – Zu diesen Deverbata gehören dann auch Wörter, die das Suffix *-e* nicht aufweisen, z. B. *Flutter* (in *die Flutter machen*) > *flutter[e]n*.

ständig empfundene Wörter diese Markierung nach und nach verlieren und salonfähig werden.

»Schmutzige Wörter gehören in den Bereich des Wortschatzes, der traditionell als obszön gilt [...]. Das ist insbesondere alles, was mit Sexualität zu tun hat. Hier hat sich eine gewisse Enttabuisierung vollzogen, denn viele Wörter, die noch vor zehn, zwanzig Jahren allenfalls als ... gedruckt worden sind, werden heute immer öfter ausgeschrieben und ausgesprochen. Sie gelten nach wie vor als deftig und in der Lexikonsprache als ›derb‹, und viele Leute finden sie nach wie vor obszön. Aber sie haben ihre angestammte Welt der Schulhöfe, Stammkneipen und Schmuddelheftchen verlassen. Viele von ihnen gehören zumindest zum passiven Wortschatz der meisten Leute und sind in der lockeren Umgangssprache immer normaler geworden. *Arschloch* beispielsweise ist nach wie vor ein saftiges Schimpfwort, aber es ist immerhin von Josef Fischer MdB als Bezeichnung für den zweithöchsten Repräsentanten unseres Landes öffentlich verwendet worden (›Mit Verlaub, Herr Präsident, Sie sind ein Arschloch‹).« (Glück/Sauer 1990, 41 f.)

Während etliche Schimpfwörter ihre Bedeutung behalten und nur einfach gängiger werden, erfahren andere Wörter, die ehemals als eindeutig abwertend empfunden wurden, eine semantische Aufwertung, indem sie z. B. von gesellschaftlichen Gruppen zur Selbstbezeichnung verwendet werden (*Hure*, *schwul*).²² In anderen Fällen erfolgt eine Aufwertung durch Bedeutungserweiterung, so bei dem bis Ende der 1970er Jahre fast ausschließlich in der Bedeutung ›voll sexueller Begierde‹ verwendete Adjektiv *geil*, das heute nicht nur in der gesprochenen Sprache von Jugendlichen, sondern zunehmend auch in der Schriftsprache, z. B. in Medientexten, in der Bedeutung ›toll, klasse, beeindruckend‹ zu finden ist.²³

Unter den drei vorstehend erläuterten Aspekten zeigt sich das Deutsche als eine Sprache, in der zwar keineswegs alle varietätenspezifischen Unterschiede weggefallen sind, die Grenzen zwischen den Varietäten aber insgesamt gesehen immer unschärfer werden. Damit soll nicht gesagt sein, dass eine prinzipielle Tendenz zur Nivellierung zu erwarten stünde. Vielmehr handelt es sich um einen Prozess, für den oben mit

²² Hier ist das nicht selten zu beobachtende Verhaltensmuster zu erkennen, abwertende Fremdbezeichnungen zu adaptieren und ihnen das negative Potenzial zu nehmen, indem man sie aktiv zur Selbstbezeichnung verwendet, gewissermaßen als Ehrentitel führt. Beispiele sind die *Romantiker* des 19. Jahrhunderts (vgl. Behler 1992, 22 f.) und die französischen Expressionisten des *Fauvismus* (von französisch *les fauves* ›die Wilden‹); beide Bezeichnungen wurden ursprünglich von Gegnern in karikierender bzw. diffamierender Absicht gebraucht.

²³ Tatsächlich handelt es sich dabei nicht um eine völlig neue Bedeutung, sondern um die – wohl unwissentliche – Wiederbelebung einer älteren, sogar ursprünglichen Bedeutung, die jedoch spätestens seit dem 19. Jahrhundert weitgehend in Vergessenheit geraten war (s. *Der Sprachdienst* 43/1999, 235 f.).

Bedacht der Ausdruck »Verschiebung im Varietätenspektrum« gewählt wurde. Um eine räumliche Metapher zu verwenden: Es scheint, als ob in diesem Varietätenspektrum die weitgehend vertikale Ausrichtung des Oben und Unten, Besser und Schlechter, die nach heute gängiger Lehrmeinung die Periode des Neuhochdeutschen bestimmt hat²⁴, wieder stärker zu einer horizontalen Ausrichtung des Nebeneinander tendiere, wie sie die vorangegangene Epoche des Frühneuhochdeutschen bestimmt hat. Allerdings ist selbstverständlich weder die Varianzbreite noch der Grad dessen, was allgemein akzeptiert wird, auch nur annähernd so groß wie etwa im 15. und 16. Jahrhundert.

Das allgemeine Fazit dieser Überlegungen lautet: Das Deutsche hat unter veränderten historischen, kulturellen und kommunikationstechnischen Bedingungen zu einer veränderten Form gefunden. Festzustellen sind Modifikationen in Morphologie, Lexik, Syntax und im Textbereich. Auf all diesen Ebenen des Sprachsystems zeigt sich ein größerer Einfluss der gesprochenen Sprache auf die geschriebene und ein größerer Einfluss der Fachsprachen auf die Allgemeinsprache. Das Varietätenspektrum tendiert von einer vertikalen Ausrichtung, die in den vergangenen drei Jahrhunderten die deutsche Sprachgeschichte prägte, stärker zu einer horizontalen Gliederung. Der Einfluss anderer Sprachen auf das Deutsche ist ein wichtiger Faktor des sprachlichen Wandels. Insbesondere das Englische ist hier von Bedeutung; es hat ganz offensichtlich eine ähnliche Funktion übernommen, wie sie in früheren Jahrhunderten das Latein erfüllte.

3 Ein neues Kapitel der Sprachgeschichte

Alle zuvor genannten Fakten lassen den Eindruck entstehen, dass die deutsche Sprache des ausgehenden 20. Jahrhunderts – überhaupt, um einen etwas größeren historischen Fokus zu wählen, die seiner zweiten Hälfte – spezifische Eigenheiten aufweist. Die Unterschiede zur unmittelbar vorangehenden Periode, dem Deutsch der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, sind in Bezug sowohl auf das Sprachsystem²⁵ als auch auf die soziokulturellen Rahmenbedingungen sicherlich nicht geringer als beispielsweise die zwischen dem späten Frühneuhochdeutschen in der ersten Hälfte und dem frühen Neuhochdeutschen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Die Frage stellt sich, ob diese Beobachtung nicht Anlass geben sollte, für das gegenwärtige Deutsch sprachhistorisch gesehen wiederum eine neue Periode anzusetzen, die auch terminolo-

²⁴ Vgl. z. B. Reichmann u. a. 1988; Reichmann 1990.

²⁵ Gemeint ist das Sprachsystem in seiner Gesamtheit: auf allen hierarchischen Ebenen und hinsichtlich sämtlicher Varietäten.

gisch deutlich von der davor liegenden (eben derjenigen, die in der Sprachgeschichtsschreibung üblicherweise »Neuhochdeutsch« genannt wird) zu unterscheiden wäre. Dabei müsste hauptsächlich zweierlei diskutiert werden: die Periodengrenze und die Periodenbezeichnung.

3.1 Zur Periodengrenze

Aus nahe liegenden Gründen kann es hier nur um eine untere oder vordere Grenze der zu beschreibenden Periode gehen; die obere oder hintere liegt in der Zukunft und kann daher nicht bestimmt werden.

Als untere Periodengrenze gilt in der jüngeren Sprachgeschichtsschreibung allgemein das Jahr 1945, als dasjenige, von dem die jüngere deutsche Geschichte ihren Ausgang nimmt; abweichende Datierungen fallen auf und werden vermerkt (z. B. bei v. Polenz 1983, 42). Doch wenn gleich das Ende des 2. Weltkriegs und der nationalsozialistischen Diktatur ein einschneidendes historisches Ereignis darstellt, wird Sprachgeschichte durch politische Veränderungen oder Ereignisse (von direkten Sprachverordnungen einmal abgesehen) eher auf mittlere bis längere Sicht beeinflusst. Das Ende des 2. Weltkriegs wirkt sprachhistorisch vor allem durch bestimmte unmittelbare wie mittelbare Folgeentwicklungen: durch die Vertreibung der deutschsprachigen Bevölkerung aus den Ostgebieten und die dadurch zustande kommende essentielle Veränderung der deutschen Dialektlandschaft, durch die deutsche Teilung und durch die starke Westorientierung der alten Bundesrepublik (einschließlich Demokratisierung, Wirtschaftswunder usw.), die, einhergehend mit dem Generationswechsel, nach und nach einen tief greifenden, spätestens in den 1960er Jahren auch im Sprachgebrauch erkennbaren Mentalitätswandel zur Folge hatte. Man wird daher die Jahreszahl 1945 aus sprachhistorischer Sicht ebenso wie die meisten anderen exakten Daten eher symbolisch verstehen müssen, wobei eine gewisse Zeitabhängigkeit in Rechnung zu stellen ist: Für die Sprachgeschichtsschreibung der Kriegs- und auch noch der ersten Nachkriegsgeneration gab es zur Epochengrenze 1945 ganz selbstverständlich kaum eine Alternative²⁶, weil sie in einer umfassenden, die gesamte Gesellschaft ebenso wie oft auch die eigene Biographie bestimmenden Weise persönlich als solche erfahren wurde. Dagegen kann in größerem zeitlichem Abstand deutlicher herausgestellt werden, dass 1945 für eine trennscharfe sprachhistorische Epochengrenze nicht stehen kann, vielmehr nur für *ein* wichtiges Datum in einem Übergangszeitraum, der am sinnvollsten wohl

²⁶ Vgl. allerdings die abweichenden Periodisierungsvorschläge einiger Autoren unter Anm. 27.

tatsächlich so unbestimmt anzugeben wäre wie oben bereits angedeutet: mittels Formulierungen wie »um die Jahrhundertmitte« oder auch durch die als gerundet verstandene Jahreszahl 1950.²⁷ Dabei kann und sollte das »um« oder »ca.«, je nach bevorzugtem oder gerade hervorgehobenem Gliederungskriterium, extensional durchaus deutlich variieren, so dass im konkreten Einzelfall die Jahreszahl 1945 keineswegs obsolet werden muss.²⁸

Die damit sich nun andeutende sprachhistorische Fünfgliederung kommt mit derjenigen überein, die Hans Eggers (an unterschiedlichen Stellen seiner vierbändigen *Deutschen Sprachgeschichte*; zur Zusammenfassung s. Roelcke 1995, 202 f.) vornimmt:

1. ca. 750 bis ca. 1050 (Althochdeutsch),
2. ca. 1050 bis ca. 1350 (Mittelhochdeutsch),
3. ca. 1350 bis ca. 1650 (Frühneuhochdeutsch),
4. ca. 1650 bis ca. 1950 (Neuhochdeutsch),
5. ab ca. 1950 (bei Eggers ohne Bezeichnung).

Es bedarf keiner Erläuterung, dass damit lediglich ein allgemeiner sprachhistorischer Bezugsrahmen postuliert wird, eine eingängige Grobgliederung, wie sie sich besonders für Überblicksdarstellungen eignet – für eine Textsortengruppe, deren Bedeutung im Zusammenhang jeder Art von Wissenschaftsvermittlung und letztlich des gesellschaftlichen Stellenwertes der Sprachwissenschaft nicht hoch genug einzuschätzen ist. Für detaillierte Einzeluntersuchungen jeder Art empfehlen sich gegebenenfalls feinere und (in Abhängigkeit vom Untersuchungsinteresse) an jeweils unterschiedlichen Kriterien orientierte Gliederungen, die hier aber keine Rolle spielen sollen.

3.2 Zur Periodenbezeichnung

Die Frage nach der Bezeichnung der neuen, der fünften Periode der deutschen Sprachgeschichte könnte müßig scheinen, da sich ohne den dazu nötigen zeitlichen Abstand nicht hinreichend beurteilen lässt, welche historischen Kriterien zur Bezeichnungsfindung herangezogen werden

²⁷ Dieses Jahr wird als Periodengrenze u. a. in den sprachgeschichtlichen Darstellungen von Hans Eggers, Randolph E. Keller, Joachim Schildt, Wilhelm Schmidt und Christopher J. Wells vorgeschlagen; vgl. die Synopse bei Roelcke 1995, 177 ff.

²⁸ Beispielsweise ließe sich unter dem Aspekt des Einflusses der auditiven Massenmedien auf die Sprache bereits in den 1920er Jahren von einem Epochenwechsel sprechen, während sich auf dem Gebiet der Stilistik, Metaphorik usw. ein deutlicher Wandel erst in den 1960er Jahren (und zwar hauptsächlich in Westdeutschland) abzuzeichnen beginnt.